Schulreden

am

Geburtstage Sr. Majestät des Königs

FRIEDRICH WILHELM'S IV.

im

Gymnasium zu Cleve

gehalten

von

Dr. Johann Christian Wilhelm August Hopfensack,
Königl. Professor und Oberlehrer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorwort.

Die nachfolgenden Reden werden den diesjährigen Schulnachrichten nicht deshalb als Programm vorgesetzt, weil sie der Verfasser für Musterstücke der Redekunst hielt; sondern einzig aus dem Grunde, weil derjenige, welchen dieses Jahr die Reihe der Abfassung des Programmes traf, durch Krankheit und Abwesenheit wegen einer Badekur an dieser Arbeit verhindert war. Da aber keiner von allen Collegen eine dazu geeignete wissenschaftliche Arbeit vorräthig hatte, so war sein Stellvertreter bereit, diese Lücke durch Mittheilung der nachfolgenden Reden auszufüllen; er glaubte sich aber nicht berechtigt, an dem, was damals von ihm gesprochen wurde, irgend etwas zu ändern, und bietet sie so den Lesern als den treuen Ausdruck seiner Gefühle und Ansichten, die sich eben so wenig, als die Grundlage, auf welcher sie ruhen, haben verändern können.

Ursprünglich keinesweges für den Druck, sondern für ungezwungene Mittheilung im Schulkreise bestimmt, müssen diese Blätter so wie sie eben sind vor das Publikum treten, da die gewiß nicht schwierige Umarbeitung derselben ihnen den Character wortgetreuer Uebereinstimmung mit den amtlich gehaltenen Reden genommen hätte, und der Verfasser gerade diese Uebereinstimmung für Pflicht hielt. Weil ihm von der vorgesetzten Behörde erlaubt wurde, mitzutheilen, was er am Königsgeburtstage gesprochen *hatte*, kann er sich nicht für berechtigt halten, mitzutheilen, was er gesprochen haben *könnte*, und muß dieser Genauigkeit schon das Opfer bringen, selbst erkannte formelle Mängel unverwischt zu lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. Rede am 15. October 1841.

Zum ersten Male, hochgeehrte Anwesende, theure Amtsgenossen und geliebte Schüler, versammelt uns der heutige Tag in diesen Räumen zur gemeinschaftlichen Erhebung und Belebung unseres vaterländischen Gefühles, zum Austausche unsrer Freude und zur Ermunterung zum Danke gegen Gott, der segnend und schützend über dem theuern Haupte des Königs gewaltet hat. Im vorigen Jahre wurde dieser Tag durch die denkwürdige Huldigungsfeierlichkeit in der Hauptstadt der Gegenstand der Aufmerksamkeit der gesammten gebildeten Welt; heute wird er sicherlich minder glänzend und geräuschvoll begangen; aber darum braucht die stille Feier doch nicht minder herzlich zu sein! Wir beginnen mit dem heutigen Tage in unserm Schulkreise eine Feier des 15. Octobers, die nun an die Stelle der Feier des 3. Augustes getreten ist; aber wir können unmöglich — und wollen und sollen es auch wahrlich nicht — den neuen Feierkreis beginnen, ohne noch einen Blick der Liebe und Wehmuth auf den im vorigen Jahre abgeschlossenen Festkreis fallen zu lassen. Wir können ja Friedrich Wilhelm den Dritten nicht so bald vergessen, und es wäre sehr schlimm, wenn Er schon jetzt aus unsern Herzen ausgetilgt wäre. Wie schön und strahlend ein heiterer Morgen auch sein mag; das Herz hängt dennoch auch mit Freude und Wohlgefallen an der Erinnerung eines schönen vergangenen Tages, und der Ueberblick über ein vollendetes Werk giebt wohl noch größere Befriedigung, als die Anschauung der Anfänge der Ausführung auch des großartigsten Planes. Also nur Undank oder Unbesonnenheit oder der käufliche Wankelmuth, der nur das verehrt und preis't, was ihm noch nützen kann, und das, was ihm genützt hat, wie ein verbrauchtes Werkzeug wegwirft, kann Friedrich Wilhelm's des Dritten segensreiche 43jährige Regierung über den hoffnungsreichen Anfängen Friedrich Wilhelm's des Vierten vergessen, und für Herzen, die ihre ganze Lebenszeit hindurch jenes ehrwürdige Königsbild mit Treue und liebender Verehrung bewahrt und gehegt haben, bedarf es offenbar einer längern Gewöhnung, bis die Saiten zarter Wehmuth aufhören am Geburtstage des Königs in ihnen anzuklingen. Sicher werden auch diejenigen, die der Erinnerung an den alten guten König am längsten treu bleiben, dem neuen Herrscher die treusten sein, während die, welche den Jetztregierenden von vornherein so über den altbewährten König und Landesvater stellten, als habe der dritte Friedrich Wilhelm nichts gethan, was nicht der Vierte in wenig Wochen unendlich besser gestalten könnte, ihre Anhänglichkeit an Friedrich Wilhelm den Vierten gewiß nicht lange bewahren werden, (wenn sie es bis jetzt gethan haben sollten) — denn solche Hinneigung zu einem neuen Herrscher ist nichts anderes, als unbeständige Sucht nach Veränderung, die sich so leicht beim Anfange einer neuen Regierung tausend Bilder phantastisch vorgaukelt, und ihre überspanntesten Forderungen und Hoffnungen auf den neuen Regenten überträgt. Was Wunder, wenn dann ein mit so unächten Farben übertünchtes Bild gar schnell den falschen Glanz verliert, und bei denen, die es in seiner wahren Gestalt nicht geachtet und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verehrt haben, wenig oder nichts mehr gilt! Und weil denn unsre Liebe und Treue von ächterer, bewährterer Art sein soll, so wollen wir das Bild des verklärten Königlichen Greises getrost neben dem Bilde des manneskräftigen Jetztregierenden in unsern Herzen bewahren, fest überzeugt, daß der Sohn, der verheißen hat, in Seines Vaters Wegen zu wandeln, sich darüber nur freut, wenn wir dieses Vaters in Ehrfurcht und Dank gedenken, und dem Sohne nichts besseres zu wünschen wissen, als daß Sein Regiment gerecht und segensreich, wie das des königl. Vaters, sein möge. — Doch eben dieser Friedrich Wilhelm der Dritte hat in Seiner langen Regierung, so gleich Er sich auch in landesväterlicher Gesinnung gegen Sein Volk und in unermüdeter Treue in Seinem hohen Königsberufe geblieben ist, einen schmerzlichen Wechsel der Meinungen bei gar Vielen erfahren, und ist bald emporgetragen worden von den Wogen eines gränzenlosen Enthusiasmus, bald von Undank und Neuerungssucht verkleinert und herabgesetzt, wie sich kaum ein anderes Beispiel finden möchte.

Alle Arten von Leidenschaft sind in Bewegung gewesen, das Urtheil über ihn zu verwirren, und noch jetzt, nachdem er Sein Haupt in Seiner Gruft vor länger als einem Jahre zur Ruhe gelegt hat, ist keineswegs die Zeit gekommen, in welcher der menschenfreundlichste und rechtschaffenste König seine volle Würdigung von den Zeitgenossen erhalten hat. — Der Erbe Seines Thrones scheint mit diesem Throne auch das Geschick Seines hohen Vaters überkommen zu haben, in der Meinung derjenigen, die sich den Beruf anmaßen, die Stimmung der Zeit nicht zu lenken, sondern zu despotisiren, einen sehr wechselnden Standpunkt einzunehmen; nur daß in unsrer dem Prinzipe der Geschwindigkeit so vorzugsweise huldigenden Zeit der Wechsel mit größerer Schnelligkeit erfolgt, als in Zeiten, wo eine größere Stätigkeit der Verhältnisse erstrebt wurde. Eine solche betrübende Thatsache wird nicht durch schmeichelnde Verhüllungen verändert; im Gegentheil: die lügnerische Verläugnung des Standes der Dinge macht Verbesserung und Heilung des Uebels unmöglich. Darum ist es heilige Pflicht eines jeden treuen Unterthanen, eines jeden aufrichtigen Freundes des Vaterlandes, dem der Staat nicht blos als ein Institut gilt, in welchem man Gehalt, Rang und Ordensband erwerben kann, darüber nachzuforschen, warum die öffentliche Meinung nicht mehr wie sonst, langsamer, aber desto richtiger und sicherer, sich ausbildet, und warum sie namentlich in den Verhältnissen des politischen Lebens nicht mehr die zarte Ehrfurcht früherer Zeiten bewahrt, sondern sich vorzugsweise zu einem dreisten Aburtheilen hinneigt.

Wir können diese Frage nicht beantworten, ohne noch tiefer in die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, wie sie sich jetzt darstellt, einzugehen, ohne uns zu fragen, ob nicht ein Gleiches, wie im staatlichen Leben, auch im kirchlichen, im häuslichen und im gesellschaftlichen Umgangsleben vorhanden sei? Und wenn es nicht zu läugnen ist, daß auch da die Bande frommer Scheu mächtig gelockert erscheinen, so dürfte es wohl eine des Nachdenkens würdige Frage sein, was denn die gemeinschaftliche Quelle des Geistes des Absprechens und der Unfolgsamkeit sei, welchen wir in unsern Tagen in Staat und Kirche, in Schule und Haus in so gleichartigen Erscheinungen seine Wirksamkeit äußern sehen. Wohl ist es dem Redner unverborgen, daß er mit solcher Untersuchung nicht Beifall oder Dank bei denen einärnten wird, die im Systeme des Fortschrittes es so weit gebracht haben, daß Leben und Fortschreiten in ihrer Einbildung identisch sind, und die im Hochgefühle des Verdienstes: 1841 zu leben, nicht im Mindesten daran zweifeln, daß sie schon damit ein Großes vor den Menschen früherer Generationen voraushätten; solchen wird es um so weniger gefallen, wenn wir uns für eine ganz andere Art der Geistesbewegung erklären, die zwar auch nicht still stehen oder rückwärts gehen will, die aber an der alten (freilich bei hervorstrebenden Geistern etwas obsoleten) Meinung fest hält, daß aller Fortschritt einer festen Basis bedürfe, auf welcher er sich bewege, und daß ein destruirendes Auf- und Umwühlen dieser Basis nur zu einem schmählichen Steckenbleiben führen könne und müsse. Wir werden auch keinen Dank bei denen verdienen, die die Weltverbesserung auf die sehr bequeme Weise betreiben, daß sie das Unvollkommne für vollkommen erklären, und die Menschheit auf ihren Gipfelpunkt gestellt zu haben glauben, wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie das Vorhandene mit ihrer Zustimmung sanctionirt und präconisirt haben. — Darauf müssen wir freilich verzichten; aber vielleicht nicht darauf, bei denen, die sich das Gefühl für das Gebrechen gerade dieser Zeit nicht wegspeculirt und wegdisputirt haben, einigen Anklang zu finden. — Es ist ja eine Schulanstalt, in welcher wir diesen Tag feiern, und eine Schulanstalt ist eine Erziehungsanstalt — und die Aufgabe der Erziehung ist: nicht das Vorhandene untadlich zu finden, — sondern sorgfältig zu sichten, um das Gute und Brauchbare zu kräftigen und das Schädliche zu unterdrücken, so gut es nur immer geht. Und so verstatten Sie denn auch einem mit diesem Berufe Vertrauten, im Geiste seines Standes und Berufes an die Nothwendigkeit einer Erziehung des Menschengeschlechtes nicht durch immanente, sondern durch eine transscendente Kraft zu glauben, und die Frage zu beantworten: Was fehlt unserer heutigen Lebensanschauung, daß sie nicht Glück und Zufriedenheit in Kirche und Staat, in Schule und Haus verbreitet?

Zunächst wird es nöthig sein, daß wir dem Geist der Zeit, wie er sich sowohl in den socialen Verhältnissen, als durch die lautesten Stimmführer kund thut, etwas näher characterisiren, wo es sich dann am besten ergeben wird, worin unsere Zeit Vorzüge besitzt (deren Vorhandensein kein Vernünftiger läugnen wird) und was ihr mangelt, womit wir es hier zunächst zu thun haben. Der Geist unserer Zeit characterisirt sich selbst am liebsten als einen Geist der Entfesselung, und wir wollen diese Benennung vorläufig gelten lassen, da in ihr viel Wahres liegt. Seine Tendenz ist also — wenn man auf die gegebenen Zustände blickt, offenbar eine negative, und daher wird der Werth seiner Bestrebungen immer nur sehr relativ bleiben. Entfesseln will der Geist der Zeit, wenn's möglich wäre, die unbelebte Masse vom Gesetze der Trägheit; daher seine großartigen Bestrebungen und Erfindungen auf dem mechanischen Gebiete; daher die ungemessensten Aufopferungen, um mit Dampfkraft und Eisenbahnen die Entfernungen zu bewältigen und das Getrennte zu vereinigen. Entfesseln will der Geist der Zeit das häusliche Leben — daher die Erscheinung, daß die Mehrzahl der Eltern nur kümmerlich ihre Oberherrlichkeit im Hause zu behaupten vermögen, oder wohl gar ihren Kindern eine große Liebe zu beweisen meinen, wenn sie die Geistigunmündigen sprechen und handeln lassen, wie es ihnen selbst gut dünkt. Entfesseln will derselbe Geist das Schulleben; gute Ordnung und Zucht erscheint ihm als Pedantismus, und er meint die Wirkung, welche sonst von diesen Eigenschaften erwartet wurden, durch Honorirung der Unarten der jungen Weltbürger und Einweihung derselben in ein Selbstvergöttlichungssystem weit rascher und sicherer zu erlangen, — daher die Erscheinung, daß so oft über Mangel an kindlichen Sinn in der treibhausartig cultivirten Jugend nicht mit Unrecht geklagt wird. Entfesseln will der Zeitgeist das sociale Leben von den veralteten Ansichten, das dem gereifteren Geiste das Wort, dem reifenden aber das Zuhören gebühre, und so müssen es sich die Alten gefallen lassen, von den Jungen belehrt, und nebenbei als Leute von Olimszeiten her verachtet zu werden; entfesseln will er die Wissenschaft von dem schwerfälligen Ballast der Gründlichkeit in so manchen Fächern, und hofft mit dem Fermente der Idee die Masse zauberartig umzubilden; entfesseln will er das politische Leben, und die Staaten, wenn er nur die alte Form bewältigen kann, in Langeweilevertreibungsanstalten verwandeln, deren wichtigste und tiefste Angelegenheiten der Feder jegliches um Brod verlegenen Journalisten, zur Verherrlichung des Höhepunctes des politischen Lebens, der Publicität preisgegeben werden; entfesseln will er endlich auch das religiöse Leben von dem, was ihm als altes Vorurtheil gilt, und dahin gehören für ihn nicht allein die positiven Lehren des Christenthumes, sondern Alles, was in der menschlichen Seele von gläubiger Ahnung einer höheren Welt wohnt. — Wohin wir also blicken, der Geist der Zeit will entfesseln. Hat er nun darin Recht oder nicht? Sollen wir uns seinen Bestrebungen anschließen oder ihm widerstehen? Das ist die ernste Frage, die keinem Denkenden gleichgültig bleiben kann. Unsere Antwort darauf wird schwerlich so ausfallen, wie sie einseitige Befangenheit verlangen möchte. Das Entfesseln an sich ist recht schön und gut, und jede freie Seele kann dazu nur willig und freudig die Hand bieten, wo es im Leben geübt und gefördert werden kann — aber —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und da kommt die Einschränkung, die so Vieles richten und verwerfen muß — aber nicht Alles ist Fessel, was eine Afteraufklärung dafür ansieht. Was wird aber die Basis der Erkenntniß sein, die darüber entscheiden soll, was von den Bestrebungen der Zeit löblich und zu fördern sei, und was mit aller Entschiedenheit und Festigkeit zu bestreiten? Gerade der Mangel einer solchen Basis ist ja das Gebrechen der Zeit, und darum die Aufgabe keine geringe und verächtliche. Möchten darum diese aus tiefer Ueberzeugung und aufrichtiger Bekümmerniß über so Manches, was nicht förderlich für des Lebens höchsten Zweck wirkt, gesprochenen Worte, die Allen zu Liebe und Keinem zu Leide geredet sind, eine freundliche und erwägende Aufnahme finden.

Meine verehrten Zuhörer werden es sich nun schon von selbst vorstellen können, daß von keiner neuen, sondern von einer sehr alten Basis die Rede sein soll, deren allmähliges Entschwinden die Tritte der Generation so unsicher und gefährlich macht, und deren Wiederherstellung, wer es mit Menschheit, Vaterland und sich selbst gutmeint, erstreben muß. Der Mangel der Zeit ist nämlich ein Mangel an Religion.

Dies oft ausgesprochene, aber auch oft mißverstandene und oft gemißbrauchte Wort denken wir an dieser der classischen Bildung gewidmeten Stätte gerade im altclassischen Sinne zu gebrauchen, in welchem es die aus der Verbindung des menschlichen Gemüthes mit der übersinnlichen Welt entstehende heilige Ehrfurcht und zarte Gewissenhaftigkeit bezeichnet, die sich dem menschlichen Herzen einprägen und der Leitstern seines Lebensganges sein soll. — Wohl ist's nicht zu läugnen und gehört unter die erfreulichen Zeichen der Zeit, daß religiöse Formen wieder eine Bedeutung im Gange der Welterereignisse gewonnen haben, daß gar viele ernste und tiefe Geister auch wissenschaftlich zu reconstruiren suchen, was eine leichtfertige Frivolität vergangener Zeiten niedergestürzt hatte, und daß sich das Wiedererwachen einer mehr religiösen Stimmung in mannigfaltigen wohlthätigen dem Geiste des Christenthumes entfließenden Bestrebungen kund thut. Aber wer daneben in Abrede stellen wollte, daß mit dem Guten auch des Schlimmen sehr viel auf diesem Gebiete wieder erstanden sei, dem müßten die gehässigen Zänkereien, das lieblose Verdammen und die bedenkliche Entfremdung der Gemüther bei den verschiedenen Glaubensgenossen und die fortwährenden Versuche das zu scheiden, was Gott durch eine Sprache, durch ein Vaterland, durch die theuere Erinnerung so vieler Jahrhunderte verbunden hat, unbekannt geblieben sein, an denen wir alle mehr oder weniger, in kleinerem oder größerem Maaße, bewußt oder unbewußt; aber sicherlich doch in irgend einem Maaße Theilnehmer und Mitschuldige sind. Daraus geht aber unwidersprechlich hervor, daß das wiedererwachte religiöse Interesse gar oft und viel seinen Sitz mehr im Verstande, als im Gemüthe, mehr im Kopfe als im Herzen aufgeschlagen habe, und daß es uns, bei vielem Eifer für oder wider diese oder jene kirchliche Form, dieses oder jenes Dogma, dennoch an tieferer Religion des Herzens mangle. Das ist nun freilich ein Mangel, welcher ursprünglich in dem alten Erbübel der Menschheit wurzelt; ein Mangel, an welchem jede Zeit und jedes Menschenherz gelitten hat und leiden wird; aber wir können es uns doch nicht bergen, daß er in unserer Zeit greller hervortritt, als früher. Aus diesem Mangel entspringt die Zerrissenheit des Familienlebens, die uns so oft betrübend entgegentritt, der Ungehorsam der Kinder gegen die Eltern und Lehrer, und die Gleichgültigkeit dieser für das wahre Wohl ihrer Pflegebefohlenen; daraus entspringt die Kälte zwischen den Gliedern der kirchlichen Gemeinschaft und ihren Vorstehern; daher die zunehmende Ungemüthlichkeit des politischen Lebens; daher die wachsende Noth und Verschwendung, welche die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft immer mehr untergräbt.

Täuschen wir uns ja nicht, und meinen mit unsrer Klugheit im Stande zu sein, zu heilen, was schon so lange blutet — bemerken wir es wohl, daß was bei uns noch besser steht, als bei einem in immerwährenden fieberischen Zuckungen begriffenen Nachbarvolke, nur darum bei uns besser bestellt ist, weil sich das deutsche Gemüth der Religion noch nicht so weit emfremdet hat, als es dort bei der Mehrzahl der Tonangeber der Fall ist. Es giebt nur ein Heilmittel für das unzufriedene und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

widerwillige Herz, sowohl des einzelnen Menschen, als der Völker, und unser politischer Zustand wird um so vollkommener und freier sein, je mehr wir von jener traurigen Unzufriedenheit und Widerwilligkeit, die ihren Trost in immerwährender kindischtrotziger Opposition sucht, befreit und entfesselt werden.

Wir kommen also auf dem natürlichsten Wege von der Welt auf dem religiösen Gebiete an, wenn wir die Frage nach einer Sicherstellung und Besserung unserer häuslichen, socialen und politischen Verhältnisse uns ernstlich vorlegen.

Bleiben wir zunächst bei dem Hause stehen, als bei der Grundlage aller andern gesellschaftlichen Verhältnisse. Wo und wie kann es wohl im Hause besser stehen, als wo und wann das Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren," in die Herzen der Kinder eingeschrieben ist! Ach es ist wahrhaftig etwas Großes und Herrliches um ein solches Haus, wo die Eltern von ihren Kindern geehrt werden. Aber wie wenige mag es deren noch geben! Wie viele Kinder, groß und klein, lassen ihren Gehorsam gegen die Eltern lediglich von ihrer Uebereinstimmung mit den Befehlen derselben abhängen, und haben keine Ahnung davon, daß wir ihnen gehorchen sollen, weil uns Gott durch ihre Hand regieren will. Was erhebt denn die menschlichen Familienbande über die instinctmäßige Verbindung der Alten und Jungen in der Thierwelt? Es wäre doch traurig, wenn es einzig die aus der längern Dauer der menschlichen Hülfsbedürftigkeit entspringende längere Zeit sein sollte! Ja es ist unumstößlich wahr, daß, wo Gottes Geist nicht waltet, wo nicht religiöse Gemüthsstimmung die Eltern zu den Kindern, und wiederum die Kinder zu den Eltern zieht, — daß da die Eltern nicht ihre Pflicht: mit Liebe und Ernst zu gebieten, und die Kinder nicht ihre Pflicht: mit Treue und Folgsamkeit zu gehorchen, eingedenk sind, und daß nur da, wo der Geist des wahren Christenthums waltet, ein gesegnetes Familienleben Statt finden kann. Durch Verstandesüberzeugung werden die Familienbande nicht befestigt; sie halten da nur, so lange Noth oder Vortheil sie verstärken, und lösen sich bald in gemeinen Egoismus auf. Nur die Elternliebe kann eine ausdauernde und das wahre Wohl der Kinder berücksichtigende sein, die in den Kindern theure von Gott ihr anvertraute Pfänder erkennt, deren unsterbliche Seele eben so gut der Pflege bedarf, als der Leib — und wie manche Eltern mag es doch wohl geben, die an so etwas nur selten, vielleicht noch gar nicht gedacht haben! — Nur die Kindesliebe kann und wird dauern, die in den Eltern die Stellvertreter der göttlichen Autorität anerkennt; nur da wird ein williger Gehorsam vorhanden sein, und den Eltern kein widerstrebendes Warum? entgegenschallen. — Was vom Hause gilt, das gilt auch von der Schule; denn diese ist nichts als eine Ergänzung und Erweiterung des Elternhauses. Weil die Eltern, bei der Anforderung, die das gebildete, die das wissenschaftliche Leben an die Erziehung macht, nicht im Stande sind, dieser Anforderung alle selbst zu genügen, vertrauen sie uns ihre Kinder an. Geschieht das nun in dem eben angedeuteten Sinne, daß sie uns Lehrer als ihre Stellvertreter, als ihre Mithelfer am Erziehungswerke der Kinder ansehen — dann ist ein freundliches und liebes Verhältniß zwischen Publikum und Lehrerstand begründet, und es kann an einem gesegneten Zusammenwirken nicht fehlen. Ist aber das Verhältniß des eigenen Hauses kein auf den Geist des Christenthums basirtes — dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Lehrer in den Augen solcher Leute als ein gedungener Stundenhalter angesehen wird, denen es obliege, die Kinder für eine gewisse Zeit zu hüten und zu allerhand Kenntnissen und Fertigkeiten abzurichten, und es ist nur zu natürlich, daß dem ohnehin mühevollen Berufe noch die schwere Zugabe der Geringschätzung und der Schmerz gleichgültiger Undankbarkeit aufgehals't wird. — Aber auch von Seiten des Lehrstandes muß die Berufsarbeit im Geiste des Christenthums gewürdigt und geübt werden, wenn es gut um die Schulen stehen soll. Die Schüler müssen bei ihren Lehrern Liebe und Treue, wie bei ihren Eltern finden; die Lehrer müssen in der Uebertragung eines Theiles der Elternrechte auch eine Aufforderung zur Uebernahme der Elternpflicht finden, und da die rechte Liebe nicht markket und geizt, sondern im Geben und Mittheilen nur neue Kraft und lebendigeres Wachsthum findet, so muß das Band, welches da geknüpft wird, für immer geknüpft sein. Vor Allem muß aber uns

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lehrern unser Beruf im Geiste des Christenthums als eine heilige Aufforderung erscheinen, unsre Schüler in Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen. Was sie von uns in Kunst und Wissenschaft lernen — so viel es auch Werth für diese Welt hat — es hat keinen Werth für ihr besseres Theil, wenn sie nicht zugleich durch Lehre und Beispiel für das wahre Leben der Seele, für kindliche christliche Frömmigkeit und Berufstreue gewonnen und gebildet werden. — Soll das aber gut und leicht gelingen, so muß der Geist des christlichen Hauses auch von den Schülern mit in die Schule gebracht werden; auch sie müssen ihre Lehrer ehren.

Es ist kein lächerlicher Ehrgeiz, wenn wir das von euch fordern, liebe Schüler, und der Schmerz, das Gegentheil zu finden, ist kein Schmerz persönlicher Beleidigung. Wir können uns, Gottlob, der rohen Ausbrüche der Unehrerbietigkeit von eurer Seite noch recht gut erwehren — aber damit ist euch nicht geholfen. Ihr könnt nur dann von uns etwas Rechtes und Tüchtiges lernen, wenn ihr uns mit kindlichem Herzen ehrt und liebt, und wo das nicht der Fall ist, wird eure Bildung ein erbärmliches Stückwerk bleiben, das nicht einmal in wissenschaftlicher Hinsicht etwas taugen wird. Habt ihr eine religiöse Gemüthsstimmung, erkennt auch ihr es als Gottes Gebot an: euren Lehrern gehorsam zu sein, dann ist euer Gehorsam ein menschlicher und freier; muß er euch aber durch Drohung und Strafe abgezwungen werden, dann überlegt einmal, ob wohl ein großer Unterschied zwischen einem solchen widerspenstigen Knaben und einem abzurichtenden Thiere, bei welchem Scheltwort und Peitsche auch gar Manches ausrichten, Statt findet! Gewiß — wir mögen die Sache betrachten, wie wir wollen — wir werden die Wahrheit bestätigt finden, daß nur ein frommes Gemüth, sowohl im Hause, als in der Schule zu ersprießlichem Gedeihen führen kann. — Dasselbe gilt vom gesellschaftlichen Verkehr der Menschen unter einander. Die Umgangsverhältnisse der Menschen scheinen freilich auf den ersten Anblick der religiösen Gemüthsstimmung nicht zu bedürfen, weil es bei ihnen auf Erheiterung, auf Freude abgesehen ist — und dazu scheint den Meisten eine religiöse Stimmung eher hinderlich, als förderlich. Aber wenn wir fragen, ob die Erheiterung, welche man beabsichtigt, auch gefunden wird — dann wird sich freilich das Gegentheil nur zu deutlich zeigen. Der Luxus, welcher das Glück und den Frieden der Familien untergräbt, der Ehrgeiz, welcher antreibt auch mit letzter Anspannung der Kräfte nicht dahinter zu bleiben in Aufwand und Prunk, die Medisance, welche zur Belebung gelangweilter Lustparthieen fast unentbehrlich scheint — und noch so vieles Andre, was besser verschwiegen als genannt wird, sind deutliche Beweise, daß auch dem gesellschaftlichen Leben nur durch den Sinn der Genügsamkeit, Nüchternheit, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit geholfen werden kann, der aus einer ächten Frömmigkeit fließt. —

Doch die Feier des heutigen Tages mahnt uns lebhaft daran, vor Allem zu erwägen, in wie fern dem Staatsleben aufgeholfen werden kann, und zu untersuchen, ob auch da unser Heilmittel sich als ein wirksames zeige. An Stimmen der Unzufriedenheit fehlt es durchaus nicht, und sobald man erkannte, daß ein selbstherrlicher Wille das neue Regiment durchdringen würde, ist offenbar und heimlich genug gearbeitet und gesprochen worden, um des Reiches Wohlfahrt auf eine papierne Grundlage zu bauen. Ohne uns jedoch auf Erörterungen einzulassen, die hier nicht an ihrer Stelle sein würden, müssen wir gestehen, daß wir das Heil der Völker nicht in den politischen Formen, sondern im Geiste und Herzen der Regenten und Völker suchen. Die Geschichte giebt unpartheiisches Zeugniß davon, daß bei scheinbarer Freiheit der empörendste Druck gewaltet hat, und daß selbst Englands angestaunte Verfassung einem Tyrannen, wie Heinrich VIII., wenig oder keine Hindernisse zu seinen blutigen Gewaltthaten entgegenstellte; eben diese Geschichte zeigt uns im Norden die kühnen und freiheitsliebenden Dänen und Schweden, wie sie im 17. Jahrhunderte nur in unumschränkter Königsherrschaft einen Damm gegen aristokratischen Druck und Willkürherrschaft suchen und finden. So wenig wir nun den Werth constitutioneller Formen für manche Länder und Verhältnisse in Abrede stellen wollen, so müssen wir doch kühn behaupten, daß der Geist des Christenthums eine weit bessere Norm der Staatsverwaltung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist, als irgend ein menschlicher Vertrag, und daß es deshalb auch für den Staat, für das gesammte Vaterland nichts heilsameres geben kann, als eine aufrichtige christliche Gesinnung bei Fürst und Volk. Ein wahrhaft christlicher Fürst weiß es, daß seine Krone ein Geschenk des höchsten Herrschers, Gottes des Allmächtigen, ist, und daß er sie nicht zur Befriedigung seiner Einfälle und Launen, sondern zum Wohle seines Volkes tragen soll, wie denn auch unser geliebter König in den Feststunden des vorigen Jahres so laut und feierlich anerkannt hat. Ein christlicher Fürst bewahrt das Gefühl, daß auch er ein schwaches Menschenkind ist, das durch Gottes freie und unverdiente Gnade so hoch über seine Mitmenschen erhoben worden ist, in demüthigem Herzen, und bleibt auch auf dem Throne jedem schönen menschlichen Gefühle offen. — Wo der Geist des Christenthums waltet, da fehlt es den Herrschern nicht an treuen Räthen und Beamten, denen die Erfüllung ihrer Pflicht höher als alle Menschengunst steht, die also dem Volke sicherere Bürgschaft seiner Wohlfahrt und Freiheit geben, als Männer, die von der Laune beweglicher Versammlungen abhängig, oft das Schimmernde thun müssen, wie schlimm es auch sein mag, wenn das Rechte und Gute eben nicht populär ist. Unter der Herrschaft christlicher Grundsätze braucht man kein Ancona zu besetzen und keine halbe Welt mit unsäglich theuern Rüstungen in Schrecken zu jagen versuchen — da ist Gouvernement und Volk durch gerechte Maaßregeln in Einklang zu erhalten, denn in dem Herzen des Volkes steht es fest: daß die Obrigkeit von Gott verordnet ist, daß Jedermann ihr unterthan sein soll, um des Gewissens willen, und nicht weil Bajonette und Kartätschen den Gehorsam erzwingen möchten, und der König gilt als der Gesalbte des Herrn, als das mit den Gliedern innig verbundene Volkshaupt, als der Vater des Landes, als ein Herrscher von Gottes Gnaden unendlich mehr in den Augen des Volkes, als wo er nur als eine vorläufige Nothwendigkeit angesehen wird, und den Ursprung seiner Macht nur von Barrikaden und Pflastersteinen datiren kann. Oder wird es nicht in unsern Tagen einer der verständigsten Regenten Europa's gewahr, wie unsicher und fortwährenden Schwankungen preisgegeben ein Thron sei, den das Volk nicht als einen von Gott gegebenen ansieht? Und mögen sie ihr Heil in Wahlreformen, Nationalgarden, Triumph des revolutionären Prinzips, oder worin es immer sein möge, suchen: sie finden es wahrlich nicht eher, als bis der Geist wahrer Frömmigkeit die aufgeregten Gemüther beruhigt — bis das Wort des Herrn den Sturm und das Meer der Revolution ganz still gemacht hat!

Aber, höre ich im Geiste Manchen einwerfen: das ist ja das alte Spiel, daß die Religion der Kappzaum für die Völker sein soll, um ihnen die natürlichen Rechte der Menschheit zu nehmen, die alte Alliance zwischen Despotendruck und Pfaffentrug! Solche Sprache verdient eigentlich gar keine Antwort, wenn und wo sie auftaucht, sobald wir den Geist des Christenthums als Grundgesetz des Staatslebens proklamirt haben; denn dieser Geist leidet weder Despoten, noch Pfaffen; sondern er bringt nur gerechte Herrscher und demüthige und fromme Diener der Kirche hervor, und er ist so weit von Servilität und Verfinsterungssucht entfernt, daß er es laut bekennt, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen soll, und laut für alle Glieder des Volkes, nicht bloß für die Inhaber großen Gutes und Träger feinerer Röcke, Bildung und Unterricht und Erleuchtung durch das Licht des göttlichen Wortes verlangt. Auch steht die Geschichte als unbestechlicher Zeuge da, um zu erhärten, daß wo der Geist des Christenthums in irgend einem Maaße gewaltet hat, Freiheit der Gewissen und der Rede gegolten, und Wohlfahrt und Glück gewohnt haben, während da, wo sich die Gottlosigkeit moderner Theorieen an's Staatsruder schwang, politische und atheistische Intoleranz die Guillotine handhabte, und den Volkswohlstand durch erzwungene Papierkurse oder willkürliche Preisbestimmungen bis in seinen innern Tiefen vernichtete.

Doch wir werden durch die Zeit gemahnt, der weitern Ausführung des Grundgedankens zu entsagen, und begnügen uns als die Summa des Gesagten noch einmal es auszusprechen: daß nur dann im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Staate, wie in der Kirche, in der Schule, wie im Hause und in allen übrigen gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen es besser werden kann, wenn wir alle vom Geiste ächter christlicher Frömmigkeit durchdrungen sind. Liegt uns also das Wohl des geliebten Vaterlandes deutscher Nation, liegt uns die Ehre und Macht unseres Preußischen Staates wirklich am Herzen, wollen wir ein wahrhaft gebildetes und freies glückliches Volk sein — und das sind doch Wünsche und Hoffnungen, die unsres Königs Geburtstag besonders lebhaft zum Bewußtsein ruft — dann müssen wir es nicht in Geschrei und Lärm, nicht im Tadeln und Meistern des Vorhandenen — sondern jeder zunächst in sich selbst suchen.

Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit! das bezeugt das Evangelium laut, und somit ist es unsere Aufgabe, uns von der Knechtschaft des Egoismus, der in der Gottlosigkeit wurzelt, frei zu machen, dadurch, daß wir unsere Herzen den Eindrücken des göttlichen Wortes immer mehr und mehr öffnen, und das Christenthum nicht zum todten Formelwesen, sondern zu Kraft und Leben in uns werden lassen. Unser geliebter König, dessen hohe geistige Bildung von Keinem bestritten wird, sucht und findet nur in den Strahlen des Lichtes Christi Freudigkeit und Muth zu seinem hohen Herrscheramte — suchen wir denn eben da Gehorsam, Treue und Pflichtgefühl, und wir werden nicht nur ein glückliches, sondern auch ein zufriedenes Volk sein. In diesem Geiste lassen Sie uns, Eltern und Lehrer, gemeinschaftlich die uns von Gott anvertraute Jugend zu bilden und zu erziehen suchen, damit sie eine glückliche sei, der die schöne Jugendzeit nicht durch Unzufriedenheit, Unkindlichkeit und Widerspenstigkeit verbittert werde, und zu einem glücklichen Mannesalter heranreife, das nicht von Groll und Unmuth innerlich verzehrt werde! Die Aufgabe ist schwer; denn es ist eine Aufgabe, die nur auf dem Wege demüthiger Selbstverleugnung zu lösen ist — sie ist doppelt schwer, weil sie nur von dem gläubigen Gemüthe begriffen werden kann, und der Glaube nicht Jedermanns Ding ist, wie der Apostel sagt. Aber sollen wir zweifeln, daß der Gott, der unserm Volke die Gnade erwiesen hat, daß auf einen christlich frommen König ein Sohn von gleichem Sinne gefolgt ist, nicht auch den Geist, der des Volkes Haupt belebt und regiert, in den Gliedern desselben immer mehr Raum gewinnen lassen werde? Das sei ferne! Schreiten wir vielmehr muthig voran auf dieser einzig richtigen Bahn des Fortschritts, und hegen wir die frohe Ueberzeugung, daß je besser wir selbst werden — desto besser auch unsre politischen Zustände sein werden, weil nicht der Buchstabe, sondern der Geist der Freiheit belebend und beglückend wirkt, und dieser keine schmählichere Knechtschaft, als die der Gottlosigkeit und des Egoismus kennt. — Gott aber, von dem aller Segen kommt, walte segnend über dem theuern Haupte des Königs, und verleihe Ihm ein langes und glückliches Regiment; Er gebe Ihm die Freude und uns das Glück, daß unser ganzes Volk in wahrer Frömmigkeit und Bildung, den Grundpfeilern der wahren Freiheit und Gesetzmäßigkeit, immer mehr erstarke. Gottes Geist erleuchte den geliebten Herrscher zu seinem hohen Berufe und Gottes Friede stärke und tröste Ihn, wenn Verkennung und Undank sein menschenfreundliches Herz betrüben. — Und so lassen Sie uns diese Feier mit den Worten schließen, die jedes treue Preußenherz gewiß im Innersten mit empfindet: Gott segne, Gott erhalte unsern geliebten König Friedrich Wilhelm den Vierten!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II. Rede am 15. October 1848.

Schon oft, meine verehrten Zuhörer, geliebte Amtsgenossen und Schüler, hat mir mein Amt die Pflicht aufgelegt, zur Feier des Geburtstages des Königs im Kreise der Schule und derjenigen, welche ihre Theilnahme an der Feier des Tages herbeigeführt hatte, zu reden, und ich gestehe es gern, es war mir stets eine liebe und theure Pflicht, der ich nur mit Freuden entsprochen habe. Auch heute trete ich in Ihrer Mitte mit völlig unveränderter Verehrung, Liebe und Treue für meinen theuern König und Herrn auf; aber die Freude ist eine andre als sonst; sie kann eine wehmüthige Färbung nicht verleugnen, und die einst so liebe Pflicht ist jetzt eine schwere geworden, weil ich ja nicht meine persönlichen Gefühle aussprechen soll, sondern darnach zu streben habe, daß meine Worte der Ausdruck des gemeinsamen Gefühles an diesem Tage werden, und das ist wahrlich in unsern Tagen keine leichte Aufgabe, und ich muß daher Ihre Nachsicht im Voraus in Anspruch nehmen, wenn es mir nicht gelingen sollte, meine Aufgabe genügend zu lösen.

Ich wünsche vor Allem wahr, streng wahr zu sprechen, und da werden Sie mir zugestehen, daß es heute sehr schwer wird, den wahren Ausdruck für ein gemeinsames Gefühl zu finden, weil ein solches in dieser Zeit der Widersprüche und Partheiungen kaum vorausgesetzt werden dürfte. Unsre Schule feiert den Geburtstag ihres großmüthigen Erhalters, der ihr noch vor wenig Jahren Beweise seiner landesväterlichen Huld und Fürsorge gegeben hat — an diesen Gedanken lassen Sie mich anknüpfen, um zunächst einen wahren Grund und Boden zu finden, auf welchen wir uns stellen können. Jeder dankbare Mensch freut sich, wenn sein Wohlthäter seinen Geburtstag feiert; er freut sich doppelt, wenn derselbe einen solchen Tag nach trüber und schwerer Zeit noch begehen kann, und er dankt Gott für seine gnädige Bewahrung und Erhaltung, und bittet und wünscht, daß die künftigen Lebensjahre froher und glücklicher sein möchten, und dieses, meine theuren Amtsgenossen und Schüler, müssen denn auch unsre Gefühle und Wünsche an dem heutigen Tage für unsern König sein, oder wir hätten diesen Tag gar nicht begehen müssen, wenn das keine Wahrheit in unsern Herzen wäre! Und trete ich aus dem engeren Kreise der Schule in den Kreis unsres städtischen Gemeinwesens, so finde ich die unläugbare Wahrheit, daß auch unsere Stadt vor sehr vielen anderen Städten Beweise des königlichen Wohlwollens empfangen hat, und daß also auch sie, wenn sie nicht undankbar sein will, ähnliche Gefühle, wie unsre Schule, am heutigen Tage hegen muß. Und erweitere ich endlich meinen Blick über das ganze preußische Vaterland, und vergegenwärtige mir die Regierung unsres Königs im Allgemeinen, so kann ich wenigstens nichts anderes, als ein aufrichtiges und treu gemeintes Streben für das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes in seinen Handlungen erkennen, und ich brauche wohl heute nicht zu fürchten, daß in einer Anerkennung dieses wahrhaft landesväterlichen Sinnes des Königs eine Schmeichelei gefunden werde; denn wer schmeicheln will und kann, thut dieses doch nur um seines Vortheiles willen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Sie Alle wissen, so gut als ich, daß solche Anerkennungen heute weder Beifall, noch Vortheil zu erwarten haben, sondern weit eher das Gegentheil.

Ich glaube also, nach dem vorher Ausgesprochenen, mit Wahrheit voraussetzen zu können, daß Sie, verehrte Anwesende, die Sie durch Ihre Gegenwart bei unsrer Feier Ihre Theilnahme an diesem Feste beurkunden, eine ähnliche Gesinnung hegen, und sich freuen, daß es uns heute vergönnt ist, diesen Tag zu begehen.

Wie feiern wir aber diesen Tag am besten? wie am meisten in dem von unserm Könige selbst ausgesprochenen Sinne? das ist die Frage, die ich mir sehr ernstlich vorgelegt habe, und ich hoffe und wünsche, daß ich ihre Beantwortung richtig erkannt haben möge.

Der Geburtstag des Königs ist, auch nach der großen Veränderung, die unser Staatsleben erfahren hat, für Alle, welche mit Wahrheit und Aufrichtigkeit an den Grundsätzen constitutioneller Monarchie hängen, ein Nationalfest, denn jede Nation ehrt nur sich selbst am meisten, wenn sie ihr gesetzmäßiges rechtmäßiges Oberhaupt ehrt; an einem Nationalfest aber geziemt es sich vor Allem, zu erwägen, was dem Wohle des Vaterlandes frommt, und so möchte ich heute unsre gemeinschaftliche Aufmerksamkeit auf die kurze Beantwortung der inhaltschweren Frage richten:
was fordert die neue Zeit von jedem guten Bürger, was besonders von jedem ächten Preußen?

Es giebt eine Menge staatsbürgerlicher Pflichten, die sonst, wie jetzt, die zu jeder Zeit erfüllt werden müssen, weil ohne ihre Erfüllung überhaupt kein Staatsleben möglich ist, als da sind: Treue gegen Regierung und Vaterland, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Achtung vor dem Gesetz, Bereitwilligkeit für das allgemeine Beste Opfer zu bringen; aber von diesen Pflichten, die sich bei jedem Vernünftigen von selbst verstehen, rede ich heute nicht; sondern ich möchte vorzugsweise das hervorheben, was gerade die neue Zeit von uns fordert.

Sie brauchen es nicht erst von mir zu hören, daß unser staatliches Leben in Deutschland eine gewaltige Umwandlung erfahren hat; Sie werden es auch nicht von mir erwarten, daß ich als Lobredner dieser Umwandlung auftrete, denn ich habe Ihnen ja versprochen, mit Wahrheit zu reden — ich bleibe einfach bei der Thatsache stehen: es ist eine Staatsveränderung in Deutschland eingetreten, wie sie die Geschichte unsres Volkes noch nicht aufzuweisen hat; wir leben in einer ganz andern Zeit, als früher, und wer es mit seinem Volke und Vaterlande wohlmeint, muß sich darüber klar werden: was habe ich jetzt zu thun? Neue Rechte bedingen nothwendig neue Pflichten, das muß erkannt werden, wenn das Neue nicht blos ein Umsturz des Alten, sondern auch ein Aufbau eines wohnlichen Staatsgebäudes werden soll.

Und worin unterscheidet sich das neue Staats- und Volksleben von dem vorigen? Unsrer vorigen Verfassung nach war der König allein der Träger aller Staatsgewalt; das Volk nahm an den Staatsangelegenheiten durch seine Stände einen nur berathenden Antheil, welcher allerdings seit dem Regierungsantritte unsres Königs wesentlich erweitert war, und wenn auch die preußische Regierung aus allen Kräften gestrebt hat, ihre Gewalt nur im Sinne des Volkes und zu seinem wahren Wohle zu gebrauchen, so war es doch das Volk selbst nicht, von welchem die Regierungsgewalt ausging, und der einzelne Staatsbürger hatte dabei, wenn er sich in den Gränzen der ihm obliegenden Pflichten hielt, keine Verantwortung für die allgemeinen Angelegenheiten. Jetzt soll es anders sein! Jeder für selbstständig anerkannte Staatsbürger hat jetzt einen wesentlichen Antheil an der Verwaltung des Ganzen durch das Wahlrecht, das Vereinigungsrecht und das Petitionsrecht, und es besteht (wenigstens der Staatsregierung gegenüber) eine unbedingte Rede- und Preßfreiheit.

Diese Wendung der Dinge fordert mit Nothwendigkeit von jedem guten Bürger die Ausübung von Pflichten, die ihm bisher nicht in dem Grade wie jetzt oblagen. Im Vordergrunde dieser Pflichten scheint mir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu stehen. Bei der frühern Regierungsform konnte der gute Bürger sich auf die speciellen Pflichten beschränken, welche ihm Amt und Beruf auflegten; jetzt würde er freilich sehr irren, wenn er sich seiner speciellen Pflichten überhoben glaubte; aber er würde nicht minder irren, wenn er sich nur auf sie beschränken wollte. Wir müssen das politische Recht, welches wir erlangt haben, ausüben, wenn wir nicht denen das Feld im Voraus einräumen wollen, die das Vaterland in endlose Verwirrung und namenlosen Jammer zu stürzen drohen. Was jeder Einzelne an politischer Erfahrung und Einsicht besitzt ist jetzt nicht mehr sein ausschließliches Eigenthum; es ist ein heiliges Nationalgemeingut, und er versündigt sich schwer, wenn er es nicht durch Wort und Schrift, nach dem Maaße der ihm verliehenen Kraft, dazu zu machen sucht. In so bewegter Zeit, wie die jetzige ist, darf Niemand, der es mit dem Vaterlande wohl meint, die Unruhe scheuen; jeder muß an seinem Theile, nach besten Kräften wirken, daß Wahrheit und Recht siege! Mit dieser offenen Hingabe an das Interesse des Ganzen muß sich aber auch nothwendig

Selbstverläugnung verbinden. Wir Menschen sind alle von Natur Rechthaber; jeder sucht seine Meinung zu behaupten, und fühlt sich verletzt, wenn er dieses nicht kann. Wahre Freiheit kann aber nicht gedeihen, wenn der Einzelne sich nicht selbst verläugnen kann; d. h. wenn er nicht darnach strebt, auch das, was gegen seine Meinung den Sieg davon getragen hat, mit Ehrlichkeit zu würdigen und sich dem allgemein gewordenen Willen unterzuordnen. Nicht Jeder kann seinen Kopf durchsetzen; ja es geschieht gar oft, daß das, was wirklich das Beste und Heilsamste ist, von der Mehrheit verkannt wird, weil sie erst durch die bittre Erfahrung von ihrem Irrthume belehrt werden soll. Da ist es denn freilich sehr schmerzlich, mit dem Gefühle einer Cassandra zwischen den Jubelnden zu stehen; aber das einzig Rechte ist und bleibt doch, sich in Ergebung unterzuordnen, und nie das Unrecht als Mittel gegen das, was wir für schädlich erachten, zu gebrauchen. Sage Jeder frei und männlich seine Meinung, so lange es möglich ist; aber hüte er sich, ihr den Sieg durch falsche Mittel, durch List und Trug, durch Lüge und Täuschung, durch Vereinigung mit denen, die in Wahrheit seine politischen Gegner sind, zu verschaffen zu suchen. Besser eine ehrliche Niederlage, als ein listiger Sieg! Nur so kann die wahre Freiheit bestehen! Fehlt diese Selbstverläugnung, so wird jedes Mittel gebraucht, und man bildet sich am Ende ein, auch durch Terrorismus Freiheit schaffen zu können, wie die Geschichte auch unsrer Zeit traurige Beispiele genug liefert. Wer sich nicht selbst beherrschen kann, der ist zum Knecht geboren, und wenn er Präsident der demokratischsten aller Republiken wäre; er ist aber auch zum Tyrannen geboren, er mag so liberal reden, als er will. Mit der politischen Selbstverläugnung steht ferner in genauer Verbindung

die zarte Achtung vor fremdem Rechte, die sich durch besonnenen Gebrauch der Freiheit kund giebt. Wir dürfen jetzt vieles thun, was wir sonst nicht durften, ohne Bestrafung zu fürchten zu haben; aber es kann und wird nicht gut mit unserm Volke gehen, wenn wir nicht das Unrecht doppelt mehr fürchten lernen, als sonst die Strafe. Soll also die Freiheit der Rede und der Presse wirklich segensreich wirken, so muß Jeder wohl erwägen, was er redet und schreibt, und sich vor Allem hüten, in leidenschaftlicher Uebereilung die Obrigkeit oder seine politischen Gegner zu verletzen; Jeder muß es sich zum strengsten Gesetze machen, erst dann sich öffentlich auszusprechen, wenn er den Stand der Angelegenheit, um die es sich handelt, klar und richtig erkannt hat. Ehre und guter Name unserer Mitbürger müssen uns jetzt doppelt heilig sein, da sie ihren Hauptschutz fortan nur in der Rechtlichkeit der Einzelnen finden. Auch noch von einer anderen Seite ist Achtung des fremden Rechtes erforderlich; ich meine in Betreff des Eigenthumes. Achten wir bei unseren Vorschlägen und Anträgen das Eigenthum nicht, lassen wir uns von dem Geschrei einer Partei fortreißen, die sich für berechtigt erachtet, allen größern Besitz gewaltsam zu zerstören, so tragen wir wesentlich dazu bei, daß der Besitz überhaupt unsicher, und dadurch aller Verkehr gelähmt und zuletzt vernichtet wird; ein Zustand, durch welchen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wahrlich die Wohlfahrt des Volkes nicht gefördert werden kann. Endlich fordert unsere neue Zeit noch eine Eigenschaft von jedem guten Bürger, die freilich zu jeder Zeit höchst ersprießlich, jetzt aber dringend nothwendig ist, und das ist

die Geduld. Unsere Zeit soll eine Zeit der Umgestaltung sein; tausend Wünsche und Hoffnungen tauchen auf und wollen befriedigt sein. Es versteht sich aber ganz von selbst, daß auch nach vollendeter Staatsumgestaltung, nicht jeder Wunsch wird befriedigt werden können, und daß selbst die Wünsche, die nicht unbefriedigt bleiben werden, doch nicht alle sogleich erfüllt werden können. Soll also die Umwandelung eine gesetzliche und heilbringende sein; soll sie nicht in einen schauerlichen Umsturz umschlagen, der uns gewiß keine Freiheit, sondern nur den Untergang des Vaterlandes bringen würde, so müssen wir uns an das Warten gewöhnen und die Unannehmlichkeiten der Uebergangsperiode mit Ruhe tragen; wir müssen geduldig sein, so verhaßt auch dieses Wort den Wühlern sein mag, weil es ihre Bestrebungen zu vereiteln droht.

Das wären in wenigen flüchtigen Zügen die Forderungen der Neuzeit an jeden, der ein guter Bürger sein will im Allgemeinen. Es ergehen aber noch sehr ernste Forderungen an uns Preußen ins besondere, und auch diese lassen Sie mich eben andeuten. Es wird von uns, gerade von uns, den Bürgern des größten deutschen Staates, eine aufrichtige Hingebung an das gemeinsame deutsche Vaterland gefordert, weil sonst statt eines einigen Deutschlandes nichts anderes, als eine Copie des napoleonischen Rheinbundes entstehen würde. Preußen muß der Kern des einigen Deutschlands sein, wenn dieses stark nnd kräftig werden soll, und jeder einzelne Preuße muß sich daher gewöhnen, sich zuerst als Deutscher zu fühlen. Das ist aber eine Aufgabe, die uns von den Feinden Preußens gar sehr erschwert wird, da es einer gewissen Partei, die unter dem Vorwande der Freiheit nur fremden Interessen dient, zum Grundsatz geworden ist: auf Preußen und seinen König und Thronfolger alle Schmach und Schande zu häufen, so daß sogar der gräulichste Meuchelmord unseres Reichstagsabgeordneten nicht verschmäht worden ist, um dem Hasse gegen Preußen Luft zu machen. Fürwahr! Wer ein preußisches Herz in der Brust trägt, hat es nicht leicht, bei solchen Erfahrungen ein reines Gefühl für das gemeinsame Vaterland zu behalten, und doch muß diese nur zu gerechte Empfindung zum Opfer gebracht werden, wenn Deutschlands Einigung wirklich zu Stande kommen, wenn sie bestehen soll. — Diese aufrichtige Hingabe an das deutsche Vaterland muß aber mit einem lebhaften Eifer für die Erhaltung unserer staatlichen Eigenthümlichkeit (um nicht zu sagen Selbstständigkeit) gepaart sein. Preußen soll und darf sich nicht wegwerfen; es will und soll sich nur mit freier Selbstbestimmung hingeben.

Zu wohlbegründet ist Preußens Ruhm, zu glänzend seine Geschichte, zu ehrenvoll sein Wiederaufstehen nach tiefem Falle und zu gewichtig seine Stimme im Rathe der europäischen Großmächte gewesen, als daß es in Deutschland spurlos oder doch machtlos aufgehen könnte und dürfte. Preußens Erhaltung und Bestand ist für Deutschlands Erhaltung unumgänglich nothwendig; eine Auflösung des preußischen Staates würde eine Auflösung aller Verhältnisse in ganz Deutschland herbeiführen, und das Vaterland zur sichern Beute seiner Nachbarn in Osten und Westen machen. Daß diese Wahrheit auch von den Feinden des deutschen Volkes, die sich als seine Freunde gebehrden, anerkannt wird, beweisen ja eben die fortwährenden Anfeindungen, die Preußen nach allen Opfern, die es der deutschen Sache gebracht hat, zu erfahren hat, weil unseres Landes Feinde sehr gut wissen, wo das letzte Bollwerk gegen Deutschlands Unterjochung von Fremden liegt. Möchten das Deutschlands Freunde, möchten es Preußens Bürger eben so deutlich erkennen, wie seine Feinde, und möchten sie ihre Erkenntniß durch treues Festhalten an unserm Staate bethätigen! Wer aber ein starkes und glückliches Preußen als Schutz und Mittelpunkt der Stärke Deutschlands will, ja, wer überhaupt ein Preuße sein und bleiben will, der muß auch mit Treue und Hingebung an dem Könige und seinem Hause hängen. Nur das Königshaus hat den preußischen Staat gebildet; dafür zeugt die Geschichte, und nur durch die Erhaltung der Monarchie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Preußen kann es überhaupt ein Preußen geben. Wir sind nicht Ein Volksstamm im übrigen Deutschland; wir bestehen aus verschiedenen Volksstämmen, und unser Verbindungsmittel ist das Königshaus. Wir haben keine Hauptstadt, wie Frankreich sie hat, die als Centralpunct des Staats dienen und gewissermaßen die Stelle des Staatsoberhauptes einnehmen könnte; was Berlin ist, ist es durch unsre Könige, als ihr Regierungssitz, geworden, und kein deutscher Volksstamm, ja keine Provinz unsres preußischen Staates denkt daran, sich der Stadt Berlin unterzuordnen, wie Frankreich es der Stadt Paris thut. Wer darüber anders denkt, der schwebt in einem gefährlichen Irrthume, den wir zum Heile des Vaterlandes nicht durch die Wirklichkeit widerlegt zu sehen wünschen, weil dann die Erkenntniß der Wahrheit mit dem Untergange nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands erkauft worden wäre.

Also, m. Z., ist es für das Wohl des ganzen Deutschen Landes und Volkes nicht minder wichtig, als für das Wohl unsres Staates, daß der heutige Tag ein wahres und treu gemeintes Fest sei. Der König ist unsrer Liebe und Treue desto bedürftiger, je schonungsloser er von den Feinden der Ordnung behandelt worden ist und wird, und wir sind eines Königs um so bedürftiger, je weniger bis jetzt die große Aufgabe der Zeit, die Bildung einer freien volksthümlichen deutschen Verfassung, noch gelöst ist. Unser König ist auf die Gedanken und Forderungen der Neuzeit eingegangen, als sie ihm als Verlangen des ganzen Volkes erschienen; er will der König eines freien Volkes sein; möge denn unser Volk es auch seinerseits einsehen, daß ein starkes und festes Königthum jederzeit die beste Bürgschaft deutscher Freiheit gewesen ist und noch heute ist. Unsre Könige haben stets zum Besten des Staates regieren wollen, und darnach gestrebt, sich dazu die besten Räthe und Staatsdiener auszusuchen; um so leichter werden sie sich daran gewöhnen, den Vertretern des Volkes die Berathung und Beschlußnahme über das Staatswohl zu überlassen, wenn das Volk nur auch lernt, sich Vertreter zu erwählen, die dazu Einsicht und guten Willen besitzen, und das Wohl und die Ehre des Königes und des Vaterlandes als unzertrennlich betrachten. Möchte denn auf diesem Wege das Heil des Vaterlandes gefördert, und der so ernstlich gestörte innere Friede und mit ihm das Gedeihen der Nahrung und der Gewerbe dem gesammten deutschen Vaterlande zurückgegeben werden! Gott aber, der noch in ungeschwächter Majestät und Herrlichkeit herrscht und regiert, von dem aller Segen kommt, wolle erbarmend auf unser Vaterland und sein großes Anliegen herabsehen; Er wolle die erbitterten und verwirrten Gemüther den rechten Frieden finden, und unser ganzes Volk sein Heil nur bei Ihm und durch Ihn suchen lehren! Er erhalte und behüte unsern König und gebe ihm als Vergeltung der schweren und trüben Erfahrungen, durch welche er hindurchgehen muß, die Freude und Genugthuung der Liebe eines freien, treuen und glücklichen Volkes; Er gebe ihm Weisheit, Kraft und Stärke an seinem Theile zur wahren Wohlfahrt unsres Staates und ganzen deutschen Vaterlandes mitzuwirken!

Gott segne das ganze deutsche Vaterland, Er segne unsern preußischen Staat, Er segne den König und sein Haus!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III. Rede am 15. October 1851.

Die Feier des höchsten vaterländischen Festes, des Geburtstages unsres Königs, hat uns heute in diesen Räumen versammelt, damit wir durch unser Zusammenkommen Zeugniß ablegen, daß uns dieses Fest theuer und wichtig ist, und daß wir dasselbe als den Mittelpunct unsres vaterländischen Gefühles anerkennen. König Friedrich Wilhelm der Vierte hat heute sein 56. Lebensjahr vollendet! Das ist uns ein Gegenstand des Dankes, daß Gott ihn so lange erhalten, und ein Gegenstand der Freude, daß unser König in dieser ernsten Zeit noch in den kräftigeren Jahren des höhern Mannesalters steht. — Zwölfmal ist sein Geburtstag uns wiedergekehrt, seitdem Er den Thron seiner erlauchten Ahnen bestiegen hat, und unwillkürlich tritt jener erste 15. October, den Er als König im Jahre 1840 durch das Huldigungsfest zu Berlin so denkwürdig gemacht hat, vor unsre Erinnerung. Wir sehen im Geiste den neuen Herrscher in freudigstolzem Königsgefühle vor die Stellvertreter seines Volkes und vor das Volk seiner Hauptstadt hintreten; wir hören Sein freiwillig ausgesprochnes Königsgelübde, wie es zu den Herzen der versammelten Tausende dringt: „Ich gelobe Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offnen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker und Meiner Zeit gilt; mit geschlossenen Augen, wenn es Gerechtigkeit gilt. Ich will, so weit Meine Macht und Mein Wille reichen, Friede halten zu Meiner Zeit." Wir hören die herzdurchdringende Frage an das versammelte Volk, nachdem Er die Aufgabe Preußens mit den großen Worten: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und in heldenmüthiger Jugendkraft bezeichnet hat, die Frage: Wollen Sie in diesem Streben mich nicht lassen, noch versäumen, sondern treu mit Mir ausharren durch gute, wie durch böse Tage? und wir vernehmen das volltönende einstimmige Ja des ganzen Volkes. — Doch wozu die Erinnerung an jene Blüthenzeit der Regierung meines geliebten Königs? Erinnert mich doch die heutige Feier daran, daß mir zum zweiten Male seit der Regierung desselben im Jahre 1848 die damals zentnerschwere Aufgabe wurde, der Festredner dieses Tages zu sein, und wenn ich an das Damals zurückdenke, so erscheint mir das Jetzt, bei allen seinen Mängeln und bei allen Sorgen und Befürchtungen, die seit dem Unglücksjahre um unsern politischen Himmel gelagert sind, doch so unvergleichlich besser, daß ich ausrufen muß: der Herr hat Großes an uns gethan; deß sind wir fröhlich. Ja, ja, der Herr hat Seinen Gesalbten mit allmächtiger Hand aus großen Nöthen und Gefahren, vor Mörderhand, Abfall und Aufruhr und Kriegsgefahr gerettet und bis auf diesen Tag erhalten! Darüber soll sich freuen, wem ein preußisches Herz in treuer Brust schlägt — das sind die Gefühle, welche die Vergleichung der Feier von damals, und von jetzt in uns erwecken muß! Aber auch die heutige Feier hat außer dem allgemeinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schmerze über den Abfall so Vieler von der alten deutschen Treue zum angestammten Fürstenhause noch eine andere Beimischung zarter Wehmuth und Trauer durch den Hinblick auf den erst so kürzlich erfolgten Trauerfall im Königshause, der heute dem Könige des Festes Freude trübt, und wir können nicht von dem edlen Fürsten schweigen, dem diese Trauer gilt; denn das Volk soll mit seinem Könige Freude und Leid gemein haben, oder es ist kein treues Volk.

Am 28. September ist nämlich der Oheim des Königs, Prinz Wilhelm von Preußen, im 69. Jahre seines Alters unerwartet entschlafen, und mit ihm der letzte der Brüder unseres unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm des Dritten geschieden. Der hohe Entschlafene war ein würdiger Sohn des Hohenzollernschen Königsstammes; muthig und tapfer, wie seine erlauchten Ahnen, und dabei freundlich und menschenliebend, wie es nur ein wahrhaft christlicher Fürst sein kann. Er hat in der Zeit der Erniedrigung Preußens unter Napoleons Uebermacht die Sache des hartbedrückten Vaterlandes bei dem erbarmungslosen Sieger männlich vertreten, und sich selbst als Geißel angeboten, um die Last des Vaterlandes zu erleichtern; er hat, als es nach sieben bangen Jahren endlich dazu kam, daß dem fremden Ueberwinder, statt des Goldes, das tapfre Eisen zum Loskauf des Landes geboten wurde, in den ewig denkwürdigen Befreiungskriegen das Schwert ritterlich für Preußens Ehre und Sieg geführt, und war nach hergestelltem Frieden Preußens Gouverneur der Bundesfestung Mainz. Und als im Jahre 1830 die Fluthen der Empörung in den Nachbarländern Frankreich und Belgien emporrauschten und an die Marken des Vaterlandes herandrängten, da trat Prinz Wilhelm mit unseren westlichen Provinzen in ein näheres Verhältniß; er erschien als Stellvertreter seines königl. Bruders im Rheinlande und in Westfalen in unsrer Mitte, und Er und seine ihm vor fünf Jahren in die Ewigkeit vorangegangene fromme Gemahlin erwarben sich während ihres Wohnens in Köln die ungetheilteste Liebe aller Classen der Bevölkerung. Nach seiner Rückkehr aus diesen Provinzen lebte er meistens in ländlicher Stille in seinem geliebten Fischbach, und fand seine Freude in einer unbegränzten Wohlthätigkeit. Der Abend seines Lebens wurde durch schwere Prüfungen bezeichnet, durch welche der Herr den aufrichtig frommen Fürsten in seinem christlichen inneren Lebensgange vollendete; er mußte die Gefährtin seines Lebens, mit welcher er in einer ächten Herzensverbindung lebte, scheiden sehen; er mußte seinem tapfern Sohne Woldemar, der den Ruhm des Hohenzollernschen Heldenmuthes im fernen Indien beurkundet hatte, die Augen zudrücken, und die Ereignisse der letzten Jahre mußten auf seinem treuen Herzen in mancher Beziehung doppelt schmerzlich lasten. Er ist nun durch einen sanften Tod hinüber gerückt aus der Noth und Sorge dieses Lebens; aber, wie in dem engeren Königlichen Familienkreise, so soll und muß auch im ganzen weiten preußischen Vaterlande seiner mit Wehmuth, Liebe und Ehrfurcht gedacht werden, und es gehört zu unserer heutigen vaterländischen Festfeier, daß wir am Ehrentage des Königs seines edlen Oheims erwähnen, der sich auf immer einen rühmlichen Platz in der Geschichte seines Hauses und unseres Staates gesichert hat.

Doch wir wenden das Auge von der Heldengestalt weg, die, wie die meisten Genossen einer unvergeßlichen und doch leider schon viel zu sehr vergeßnen Zeit des Ruhmes und der Treue, vor unsern leiblichen Augen verschwunden ist, und kehren uns mit Ernst und Liebe wieder zu der Gegenwart, zu dem Feste, welches uns hier versammelt, und suchen demselben durch einige leitende Gedanken eine höhere Weihe zu geben, damit wir von dieser Festfeier in die kommenden Tage etwas mit hinübernehmen, welches unsern Sinn als deutsche Bürger des Preußischen Staates, wenn's möglich ist, kräftige und stärke, und so zu einer Geburtstagsgabe der besten Art für den Vater des Vaterlandes werde.

I. Ohne Treue und Liebe für den König giebt es in Preußen keine Vaterlandsliebe! Das ist der erste Gedanke, welchen ich Ihnen zu näherer Erwägung darbieten möchte. Es mag sein, daß diese Behauptung Manchem, der keine Lust hat, dem Könige treu zu sein, und der ein Feind des Königsthums überhaupt ist, daneben aber viele aufrichtig gemeinte Wünsche und Pläne für das Wohl seiner Mitbürger hegt, und sich daher nach seinem Standpuncte nothwendig für sehr vaterlandsliebend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

halten muß, unbegründet und unwahr erscheint; aber ich spreche sie doch mit vollster Ueberzeugung aus, weil ich die Geschichte meines Vaterlandes so weit kenne, als nöthig ist, um sich ein Urtheil über seine Natur zu bilden. Der preußische Staat ist kein Phantasiegebilde; er ist im Laufe von etwas über 400 Jahren durch das Herrscherhaus aus dem Hohenzollernschen Stamm gebildet; er würde ohne dasselbe nicht vorhanden sein, und kann ohne seine Könige nicht existiren. Andere Staaten Europa's sind auf andere Weise entstanden; sie haben die Herrschergeschlechter gewechselt, die Regierungsformen geändert; aber ihr Bestand ist geblieben. Frankreich hat seit dem Jahrtausend seiner Existenz seine politische Gestalt mächtig geändert, ist aus einem lockeren Reichsbunde von Lehnsstaaten allmählig zu einer unumschränkten Monarchie geworden, und ist dann seit 60 Jahren dreimal constitutionelles Königreich, einmal militärisches Kaiserreich und nun zum zweiten Male Republik, ohne daß es aufgehört hätte, Frankreich zu sein; England hat ähnliche Wechsel in seiner Verfassung und in seinen Herrscherhäusern erfahren; die nordischen Reiche haben fremde Herrscherhäuser auf ihre Throne berufen, ihre Verfassungen haben die größten Veränderungen erlitten — und alle diese Staaten haben darum nicht aufgehört zu existiren, weil sie nicht durch ihre Herrscher entstanden sind, sondern umgekehrt die auf ihre Throne erhobenen Häuser zu Herrscherhäusern gemacht haben. Anders, wie gesagt, ist es mit unserm Preußischen Staate; er besteht nicht seit einem Jahrtausend, sondern erst etwas über vierhundert Jahre, und er ist, wie alle deutsche Staaten, durch sein Herrscherhaus entstanden. Daher ist in Preußen, wie in den übrigen Staaten Deutschlands, die Vaterlandsliebe von der Liebe und Treue zu dem angestammten Fürstenhause unzertrennlich, und es giebt nichts, was den Gegnern der bestehenden Ordnung verhaßter ist, als eben diese Treue gegen die herrschenden Häuser, und gerade diese zu untergraben, ist ihr eifrigstes Bemühen. Wir müssen mit großem Schmerze gestehen, daß solche Bemühungen nicht ohne viele bittre Früchte geblieben sind. Die Ehrfurcht vor den Königen und Fürsten ist aus den Herzen gar Vieler gewichen, und eine Fluth von Spottschriften und Spottbildern, an denen sich das verweichlichte Zeitalter ergötzt und kitzelt, wirkt fort und fort darauf, alle Achtung vor Höherstehenden im Volke zu vertilgen und selbst die Majestät mit Eckensteherwitzen in den Staub zu ziehen. Das ist so schwer gar nicht; denn Könige und Fürsten sind Menschen, wie wir, und man kann schwache und lächerliche Seiten bei ihnen so gut, wie bei uns andern Menschen finden, und wo sich solche nicht in Wirklichkeit finden, werden sie erlogen und finden leichter Glauben, als edle und große Züge, die nur in gleichgestimmten Seelen einen Anklang haben können. Man meint das nicht so böse, sagt man, und hält es für ein unschuldiges Vergnügen, seinen König und dessen Räthe etwas auszulachen, oder über sie etwas zu räsonniren, und wer lebt in dieser Zeit, der sich völlig frei und unbefleckt von dieser ihrer Lieblingssünde wüßte? Ich wenigstens würde es, bei aller Liebe und Treue für meinen König und Herrn, nicht wagen, mich von diesem Vorwurfe frei zu sprechen, und ich glaube, mancher Andere wird es noch weniger können. Aber, meine verehrten Zuhörer, das ist kein so unschuldiges Vergnügen, als es unser Leichtsinn meint! Dieses Spotten und Lachen, dieses Tadeln und Mäkeln unterwühlt den Bau des Staates unmerklich, aber leider nur zu sicher, und wir werden es allenthalben bestätigt finden, daß da, wo die Könige und Fürsten und ihre hohen Beamten ein fortwährender Gegenstand einer nichts weniger als ehrerbietigen Besprechung sind, es nicht wohl um die Staaten steht. Kein Staatsverband ist vollkommen; alle menschlichen Einrichtungen haben ihre Mängel; jeder Staat, also auch der unsrige, legt seinen Angehörigen Pflichten auf, die unter Umständen dem Einzelnen sehr lästig und drückend werden. Fehlt es nun an der Liebe und Ehrfurcht zu denen, von welchen diese Lasten, der Natur der Sache nach, ausgehen müssen, so wird man glauben, Tyrannei zu erleiden, und statt eines Staatsbürgergefühles ein Gefühl der Unterdrückung in sich tragen, das keinen glücklich und froh werden läßt. Freilich suchen wir Menschen stets die Schuld unsres Unbehagens und Unglücks nicht in uns selbst, sondern in Andern, und so ist es gar nicht zu verwundern, daß recht Viele, oft ohne bewußten bösen Willen, in bloßer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gedankenlosigkeit und Nachschwätzerei dessen, was ihnen von denen dargeboten wird, die der Verläumdung und Aufreizung ihr ehrloses Brod verdanken, die Schuld unsrer unbehaglichen Zustände schneller dem Könige, oder, wenn sie sich recht in constitutionellen Formen bewegen wollen, dem Ministerium Manteuffel zuschreiben, als unsrer eignen Schuld. So allgemein aber dieser Fehler ist, eben so fest steht auch die Behauptung, daß Niemand, dem die Ehrfurcht und Liebe zu seinem Könige abhanden gekommen ist, auf den Namen eines guten Preußen einen gerechten Anspruch machen kann. Alle die Thaten heldenmüthiger Aufopferung, die in der Geschichte Preußens glänzen, alle die Siege, welche von unsern Heeren erkämpft worden sind, sie sind alle die Frucht und Wirkung der Liebe und Treue gegen unsre Herrscher gewesen, und die Andersdenkenden, die den Staat ohne Könige aufbauen und erhalten wollen, haben dagegen nichts aufzuweisen, als was man lieber zur Ehre des Landes und Volkes verschweigt. Nun machen freilich Königsfeinde in Preußen in der Regel auch keinen Anspruch auf den Namen guter Preußen; unser ruhmreiches Schwarzweiß ist ihnen Gegenstand des Spottes und der Verachtung — aber den Sinn der großen Masse des Volkes haben sie damit nicht ausgesprochen; denn da tönt es uns noch aus vollen Herzen von Millionen entgegen: „ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein"; eben so gut als der Oesterreicher ein Oesterreicher, der Bayer ein Bayer und der Hesse ein Hesse sein will. Deutsche wollen sie alle sein; aber dabei auch den Staat, dem sie angehören, erhalten sehen, und wir Preußen sollten allein statt unsres ehrenreichen Spezialvaterlandes nur eine Anzahl Departements eines centralisirten Deutschlands vorstellen wollen, das mit seiner Vergangenheit so ganz und gar wie Frankreich gebrochen hätte, welches in Folge dieses Bruches noch zu keiner ruhigen Gegenwart gekommen ist?

Wollen wir aber Preußen bleiben, so gehört die Ehrfurcht und Treue gegen den König als wesentliches Stück zu unserer Vaterlandsliebe, eben so gut, wie bei den andern deutschen Stämmen die Treue gegen ihre Dynastien Bedingung ihrer Existenz ist. Können wir aber den Strom der Zeit rückgängig machen? läßt sich das, was er ausgewaschen und weggeschwemmt hat, die alte kindliche Ehrfurcht des patriarchalischen Verhältnisses der Vorzeit, wieder künstlich auflegen und anlöthen mit allerhand wohlgemeinten Redensarten? Das zu unternehmen wäre ein thörichtes Werk, das die Arbeit eben so wenig lohnen würde, als ein altes Kleid mit einem neuen Lappen zu flicken. Daher hat es nicht gelingen können und wird nirgends gelingen, ein Königthum aus Nützlichkeitsgründen aufzubauen, wenn das Königthum in dem Herzen des Volkes keine Wurzel hat. Was sollen wir denn aber thun? worauf sollen wir, die wir Preußen sein und bleiben wollen, unsere Hoffnungen und Erwartungen für Erhaltung und Wiedererweckung eines ächtpreußischen Vaterlandsgefühles durch Ehrfurcht und Treue gegen unsern König setzen? Die Antwort auf diese Frage wird den zweiten Gedanken aussprechen, welchen ich Ihrer Erwägung an diesem vaterländischen Feste anheimgeben möchte.

II. Aechte Treue und Liebe, wahre Ehrfurcht für unsre Könige kann nur in wahrer Gottesfurcht ihren Grund haben.

Diese Wahrheit ist von den Feinden der Könige so sehr anerkannt worden, daß sie offen oder listig aus allen Kräften darnach gestrebt haben, dem deutschen Volke seinen Glauben und mit ihm seine Gottesfurcht zu nehmen, weil sie wohl wußten, daß das Christenthum die Gebote „Fürchte Gott" und „Ehre den König" in unzertrennliche Verbindung setzt. Daher war und ist die alte demüthig christliche Formel, die in dem Titel der regierenden Herren bei ihren öffentlichen Bekanntmachungen davon Zeugniß ablegen soll, von wem sie ihre Macht herleiten, der Ausdruck „Von Gottes Gnaden" ein Gegenstand ihrer bittersten und frivolsten Angriffe. — Daher wußte unsere Nationalversammlung in Berlin in der Zeit ihrer höchsten Aufgeregtheit dem Könige kein kränkenderes Geburtstagsgeschenk zu bringen, als den Beschluß, der diese Formel aus dem Preußischen Königstitel tilgen sollte. Was die Gegner so offen und feierlich anerkannt und ausgesprochen haben, sollten die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihren Königen Getreuen nie und nimmer verkennen! Wie alle menschliche Pflichten, so wurzelt auch die Unterthanentreue nur in der Gottesfurcht! Wo die Kinder ihren Eltern nur gehorchen wollen, so lange sie dieselben für klüger und verständiger halten, als sich selbst, oder so lange sie von ihnen Belohnungen ihres Gehorsams erwarten; da hat der Gehorsam gar bald ein Ende, wie es in recht vielen Familien traurig am Tage liegt; denn die Eltern sind bekanntlich nicht immer klüger und verständiger, als ihre Kinder, oder diese wollen es wenigstens nicht anerkennen, und Belohnungen für den Gehorsam sind oft auch nicht von den Eltern zu erwarten. Nur wo das Gebot des Herrn: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir es wohl gehe und du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott giebt" in den Herzen der Kinder wohnt, gedeiht Familienglück und Wohlfahrt; wo es anders aussieht, nimmt der Gewohnheits- oder Nützlichkeitsgehorsam sehr schnell einen Umschlag in den empörendsten Ungehorsam, und alles Moralisiren und Vernünfteln darüber hilft gar nichts.

Gerade so ist es im Staatsleben! Es ist ein Glück, wenn Gott einem Lande einen persönlich liebenswürdigen König schenkt, und doppelt schwer ist die Verantwortung eines Volkes, welches eine solche Gottesgabe mit Undank vergilt; aber die Treue und die Ehrfurcht vor dem Könige soll davon nicht abhängig sein. Das ist aber eine Forderung, die nur ein gottesfürchtiges Volk erfüllen kann und wird. Die Treue und der Gehorsam eines solchen Volkes beruht nicht auf dem persönlichen Wohlgefallen an seinem Herrscher, sondern auf dem Gehorsam gegen das Gebot des Herrn, der geboten hat, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, den König zu ehren, Gebet und Fürbitte für die Könige zu thun, und der Obrigkeit als der von Gott gesetzten Ordnung unterthan zu sein. Das ist dann ein Gehorsam um des Gewissens willen, also ein Gehorsam in freier Selbstbestimmung; der einzige Gehorsam, der eines Menschen würdig ist! Gehorcht muß einmal im Staate werden; nur verhältnißmäßig Wenige können im Staate befehlen, und Ein Wille muß das Ganze zusammenhalten, wenn eine Staatsexistenz möglich sein soll. Wie traurig ist es daher um einen Staat bestellt, in welchem die Unterthanen nur gehorchen, weil sie dazu gezwungen werden, und nur so lange gehorchen, als sie gezwungen werden können! Und das, m. Z., ist genau die Staatsform, welcher uns diejenigen, wenn auch unbewußt, entgegenführen, die dem Unterthanenverhältnisse seine religiöse Weihe und dem Königthum seinen Character göttlicher Anordnung zu nehmen streben.

Haben wir keine Könige von Gottes Gnaden mehr, sieht sie das Volk als die Geschöpfe seiner Willkür und Laune an, so hat die Treue bald ein Ende; ist die Obrigkeit nicht mehr Gottes Anordnung, sondern das Geschöpf der augenblicklichen Volksgunst, so fehlt ihr alle Autorität, und sie kann sich nur durch Bajonette und Säbel so lange behaupten, als es eben geht, und haben die Soldaten in solchen Staaten erst das Geheimniß begriffen, daß sie nicht die Diener des Gesetzes, sondern die einzige Grundlage der Macht sind, so entsteht der Militärdespotismus, der die entartete Römerwelt zur Schande der Menschheit ein Paar Jahrhunderte lang zertreten und den wahnsinnigsten Tyrannen Preis gegeben hat. Täusche sich doch Niemand darüber! Das Zeugniß der Geschichte spricht zu laut und vernehmlich! Nur auf dem Boden einer aufrichtigen Gottesfurcht wächst freudiger und williger Gehorsam gegen die Obrigkeit, und nur unter einer Obrigkeit, der freudig und willig gehorcht wird, kann Staats- und Bürgerwohl gedeihen; wo es anders bestellt ist, da ist nur die Wahl zwischen Anarchie und Gesetzlosigkeit oder zwischen harter Zwingherrschaft. Andere günstigere Zustände, die man sich von Staatsverbänden, in welchen grundrechtlich Niemand Religion zu haben braucht, verspricht, gehören in das Gebiet unausführbarer Träume, denen man freilich die praktische Erfahrung ihrer Unmöglichkeit deshalb nicht wünschen darf, weil ein auch nur kurz dauernder Versuch die Völker in ein Meer von Blut und Thränen stürzen würde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unser deutsches Volk ist ein frommes und gottesfürchtiges Volk gewesen vor vielen andern Völkern; sein tiefes Gemüthsleben hat sich die Lehren des Christenthumes inniger als jedes andere Volk angeeignet, und auch noch heute hat die große Mehrzahl unsres Volkes kein Wohlgefallen an Irreligiösität und Frivolität; aber es hat die schwere Schuld auf sich geladen, daß es sich die Religionslosigkeit der Staaten als zeitgemäß gegen sein eigenes innigstes Gefühl hat aufschwatzen lassen. Gebe Gott, daß das anders werde; daß unser Volk, wie es sich in den Tagen des Taumels und der Verwirrung zu schämen schien, ein christliches zu sein, sich immermehr schämen lerne, seinen Glauben und seine Gottesfurcht um der Nichtgläubigen und Nichtgottesfürchtigen willen zu verläugnen, und daß der Geist des Christenthumes, der da ist der Geist der Liebe und Demuth, immermehr auch unser politisches Leben durchdringe! Dann wird die Wohlfahrt und Einigkeit des theuern gemeinsamen deutschen Vaterlandes, die Blüthe und Ehre unseres preußischen Staates, die Liebe zwischen König und Volk, das Vertrauen der Unterthanen zur Obrigkeit und das fröhliche Gedeihen aller Stände des Volkes nicht länger in das Gebiet der Phantasien gehören, sondern zur schönsten Wirklichkeit werden!

Das ist das große Ziel, von dem wir freilich noch gar fern stehen! Aber darnach zu streben, daß wir dieses Ziel erreichen, dazu mahnt uns auch der heutige Tag, der uns daran erinnert, daß wir einen König haben, der sich demuthsvoll vor dem Könige aller Könige beugt, und der nichts mehr wünscht, als mit seinem Hause und seinem Volke dem Herrn zu dienen. Möchte doch unser ganzes Volk diesen Sinn der Gottesfurcht nicht bloß als eine persönliche Liebhaberei des Königs mit großmüthig sein sollender Nachsicht dulden, sondern vielmehr erkennen, daß nur in diesem Sinne für Volk und König Heil zu finden ist!

Der Herr aber, in dessen Hand die Könige und die Völker stehen, wolle sich, wie Er bisher gethan hat, zu seinem Knechte, der Ihn vor den Menschen frei bekannt hat, nach seiner Verheißung gnädig bekennen, wolle ihn mit Weisheit und Kraft, mit Liebe und Geduld zu seinem schweren Berufe aus seiner Fülle ausrüsten, und wolle ihm das, wonach er so sehr verlangt, im reichsten Maaße zuwenden — die Liebe eines treuen und gottesfürchtigen Volkes! Alles, was ächte Preußen, treue Unterthanen ihres geliebten Königs ihm an seinem Geburtstage wünschen können, wir drängen es zusammen in das aufrichtige Herzensgebet:

Gott segne, Gott erhalte den König!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf